

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 11

Artikel: Literarische Unsterblichkeit
Autor: Curtius, Ernst Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Literarische Unsterblichkeit

Von Ernst Robert Curtius

Wie jüngst berichtet wurde, hat die *New York Times* eine Umfrage nach den zwölf unsterblichen Namen der Weltliteratur veranstaltet. Sie wandte sich nicht an das Publikum, sondern an fünfzehn Schriftsteller: sechs Amerikaner, drei Engländer, zwei Franzosen und je einen Deutschen, Italiener, Spanier, Schweden. Die Mehrzahl der Antwortenden gehörte also dem anglo-amerikanischen Kulturkreis an. Dennoch wurde kein Amerikaner unter den Unsterblichen genannt – ein Zeugnis für Urteils-kraft und Augenmaß der Richter. Die größten Autoren Nordamerikas – Poe, Emerson, Whitman – sind ja in der Tat ganz von europäischer Sub-stanz genährt, und erst in neuester Zeit beginnt man dort Anspruch auf eigene Kulturgestaltung und auf den Selbstwert der «american language» zu erheben. Schriftsteller von Weltgeltung hat diese geistige Unabhän-gigkeitsbewegung noch nicht hervorbringen können.

Rechnet man zu den amerikanischen und den englischen die zwei fran-zösischen Stimmen, so tritt das Übergewicht des westeuropäischen Lite-raturgeistes in dem Richterkollegium augenscheinlich hervor. Die Aus-wahl wäre vielleicht anders ausgefallen, wenn man Deutschland, Italien, Spanien, Schweden die gleiche Stimmenzahl bewilligt hätte wie Frank-reich und den beiden angelsächsischen Nationen. Aber vielleicht wäre sie nicht so lehrreich gewesen. Die Frage ging ja nicht nach den größten Genien der nationalen Kultureinheiten, sondern nach den unsterblichen Autoren der Weltliteratur. Legt man diesen Maßstab an, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass England und Frankreich an ihr in höhe-rem Maß beteiligt sind als die übrigen Länder Europas. Die Gründe liegen auf der Hand.

Die englische und die französische Kultur sind seit vielen Jahrhun-derten Weltkulturen. Denn sie repräsentieren politische Weltmächte, und sie verkörpern zugleich in großartiger Kontinuität die Tradition des antiken, ewigen Humanismus. Die Epoche deutscher Weltgeltung im Mittelalter hat sich staatlich ausgeprägt, aber nicht national und auch nicht volkssprachlich. Das Imperium war deutsch-römisch. Seine er-habenste dichterische Verherrlichung hat es in Dante gefunden. Der große deutsche «Erzpoet» hat lateinisch gedichtet. Die Dichtungen unseres

mittelhochdeutschen Schrifttums sind nicht europäischer Besitz geworden, und sie sind auch für das moderne deutsche Bewusstsein nicht so wirklich und gegenwärtig wie Dante dem Italiener, wie Chaucer dem Engländer. In die Weltbewegung des Geistes trat Deutschland erst vor einem Jahrhundert wieder ein. Herder, Kant und Hegel, Bach und Beethoven sind hier die bezeichnenden Namen. Zu dichterischer Weltgeltung ist nur Goethe gelangt. Deutschlands Anteil an dem kosmopolitischen Geisterreich ist vorwiegend ein gedanklicher und musikalischer. Unsere geliebtesten Dichter, die wir Goethe zuordnen müssen, um den ganzen Umfang unseres Volksgeistes zu umschreiben: Jean Paul und Hölderlin also – sind wohl weltafft in einer Tiefe, die kein Ausländer übertrifft; aber sie sind nicht weltgültig, weil ihre Sprache dem Fremden unzugänglich ist, im Unterschied zu Goethes Denk- und Sprachform, welche die ältere westeuropäische Kulturgesinnung in eine neue und höchste Form der Deutschheit einzuschmelzen wusste. Die zweite Expansion deutschen Geistes gegen Ende des 19. Jahrhunderts war wiederum philosophisch-musikalischer Art: Schopenhauer, Nietzsche, Wagner. Ob die Neuprägung deutscher Sprache und deutschen Menschentums durch Stefan George, den Sohn des römisch-deutschen Rheins, eine ähnliche Wirkung gewinnen kann, ist noch unbestimmt.

In der Liste der zwölf Unsterblichen waren neben Shakespeare, Dante, Homer, Balzac, Cervantes, Goethe, Molière, Platon, Voltaire auch Vergil, Milton, Dickens genannt. Die Redaktion der *Frankfurter Zeitung* knüpfte daran die Bemerkung, ihr scheine «die Auswahl dieser Unsterblichen viel stärker bestimmt durch den literarischen Weltkredit des Namens als durch die Feststellung der tatsächlichen Unsterblichkeit und Gegenwärtigkeit der Werke. Denn schließlich: wer liest heute Vergil, wer Milton. Oder: wie lange noch kann das bürgerliche Milieu Dickens' verstanden werden?»

Sicherlich: sieht man von den Fachleuten ab, so gibt es in Deutschland heute verschwindend wenige Menschen, die Vergil und Milton lesen. Milton ist für uns so schattenhaft geworden wie Klopstock, und Vergil ist durch den Sturm und Drang von 1770 bei uns aus seiner Geltung verdrängt worden. Er hat sie bis heute nicht wiedererlangt. Die neuere deutsche Literatur, die jetzt anderthalb Jahrhunderte umspannt (denn für das allgemeine Bewusstsein der deutschen Bildung jedenfalls ist unser literarischer Barock noch nicht wieder lebendig geworden), ist eben entstanden in der Auflehnung gegen den westlichen Klassizismus. Wir mussten ungerecht sein gegen Corneille und Racine, wir mussten es vielleicht auch

gegen Vergil sein. Wir waren es jedenfalls. Die Gesinnung der Originalgenies hat bei uns nachgewirkt bis auf den heutigen Tag, im Guten wie im Schlechten. Die Moritaten von 1770 mit ihren Kindsmörderinnen und die Familiengreuel des expressionistischen Dramas haben eine unbestreitbare Familienähnlichkeit. Aber dies nur nebenher und unverbindlich. Der tiefere Impuls jener Geistesgärung, aus der Goethes klarleuchtendes Gestirn emporstieg, war der Drang nach den Urmächten. Seine komplementäre Ausdrucksform war die Prophetie. Die Silbe « *ur* » ist in keine außerdeutsche Sprache übersetzbare, und entsprechend ist ihr Gehalt unmittelbar. Das ist das deutsche Geheimnis: mit dem verglichen wiederum Goethe, der Goethe der *Geheimnisse* und ihres Helden Humanus sich als überdeutsch erweist. Selbst seine *Urworte* sind helle Magie neben jenem andern, ganz und nur aus deutscher Tiefe geborenen Streben nach Urwesen, Urschauern, Urerlebnis, das Hamann, Hölderlin, Bachofen, Nietzsche, George suchen; dem Georges Vers gilt

Den mutigsten vereiste blut und same
Sie brächen nieder, wenn vor ihrem blick
Das Andre grausam schreckhaft sich erhübe.

Georges Dichtung ist prophetisch und seherisch wie die Hölderlins. Diese ganze hohe Geisterreihe ist verbunden durch den Trieb: zurückzutauchen in die Grundmächte und Elementarkräfte des Seins und das niegesagte Wahrwort zu finden. Und wiederum darf man Goethe gegenüberstellen:

Das Wahre ward schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, fass es an.

Goethes Geisteshaltung und Kunstgesinnung – so in diesen Versen wie in tausend anderen Stellen seines von Leidenschaftswirrung zu Patriarchenweisheit hinangereiften Lebenswerkes bezeugt – geht auf das « Beständige », auf die « Folge » und « Überlieferung », wie er sagt: – auf Tradition. Seine nationalpädagogische Aufgabe fasst er auf als ein Bewahren, Sammeln, Nachbilden. Die hohen Werke der antiken Kunst, des Cinquecento, des heroischen Landschaftstils sind für ihn nicht wie für die heutige Betrachtung raumzeitlich und umweltlich bedingte Ausprägungen von abgeschlossenen Geschichtsmomenten: sie sind im vollen Sinn vorbildlich und mustergültig. Der Begriff des « Musterhaften » hat für ihn bis in die höchste Sphäre der Persönlichkeitsgestaltung Bedeutung und verpflichtende Würde. Stabilität und Konstanz bestimmen sein Lebensgefühl nicht nur, sondern seinen Unsterblichkeitsbegriff:

« Denn das Beständige der irdischen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand. »

Aber er ist der einzige unter den großen Geistesführern unserer Nation, der diesen Traditions- und Normbegriff der griechisch-römisch-romantischen Welt dem deutschen Kulturbegriff eingebildet hat. Das andere Deutschland, das prophetische, seherische, ringende – dem doch gerade wieder Goethe im *Faust* sein Sinnbild formte – ist von jeher einem andern Gesetz gefolgt. Seine Heroen haben nicht ein Erbe fortsetzen und nicht einen geordneten Bezirk des Geistes ausbauen wollen (« Grabet euer Feld ins zierlich Reine »), sondern die Geschichte als eine Abfolge immer erneuter Schöpfungen empfunden. Jeder von ihnen erschafft die Welt neu, und jede dieser Geisteswelten ent-setzt die vorausgegangene. Man kann schon in Luthers Tat diesen eigentlich deutschen Zug erkennen. Er zeigt sich philosophisch in der leidenschaftlichen, oft bitteren Dialektik der großen Metaphysiker von Kant bis Nietzsche. Und mit der gleichen Unvereinbarkeit folgen sich die dichterischen Welten eines Goethe, Hölderlin, George. Alle diese geistigen Reiche stehen verbindungslos, brückenlos nebeneinander. Ihre Schöpfer und Herrscher negieren oder beschränken sich gegenseitig. Deutschland ist das Land der Reformation, der Häresien, der Erneuerungen und Urschöpfungen. In diesem Gesetz der Kulturerzeugung, nicht in einem gesicherten Bestand von Kulturgütern und Forminstinkten liegt die Einheit seines Wesens. Es ist das Gesetz der Palingenesie, nicht der Tradition. Wandlung heißt unser Gebot und unsere Not.

Aber wenn wir das Schicksal unseres Nationalgeistes so begreifen, müssen und können wir auch Verständnis für den Traditionsbegriff der Westvölker aufbringen. Er ist trotz der staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Erschütterungen der letzten Jahre noch viel stabiler als wir uns vorstellen. Er ist sogar neu belebt und bewusst gekräftigt worden. Eine zielsichere Rückkehr zur humanistischen Tradition hat sich in Frankreich und England vollzogen – ich erinnere nur an die großen Unternehmungen der *Société Guillaume Budé* und der *Loeb Classical Library*, welche die gesamte griechische und römische Literatur in Original und in Übersetzungen bringen. Die literarische Bewegung in beiden Ländern greift auf ihre klassischen Zeitalter zurück: Malherbe und Racine, Dryden und Pope werden neu gewertet. Geist und Form der ein Jahrtausend umfassenden antiken Literaturen werden neu aufgenommen und tragen bei zur Festigung und Bestätigung der nationalen Tradition.

« Wer liest noch Vergil? » So berechtigt die Frage – leider – für

Deutschland ist, so wenig trifft die in ihr enthaltene Verneinung für Frankreich, England, Italien zu. Wir dürfen unsere eigentümliche deutsche Situation nicht auf das übrige Europa übertragen.

Vergil ist der Dichter Roms und des römisch geprägten Abendlandes. Für uns ist die Verbindung mit Rom lose geworden. Wir suchen Hellas, aber wir haben keine Lebensverbindung mehr zur römischen Antike. Unser Bedürfnis nach dem Ursprünglichen und Elementaren lässt uns den Geist der lateinischen Poesie erkennen. Wir betrachten sie als eine Literatur aus zweiter Hand, und wir können uns schwer von der Vorstellung losmachen, dass Vergil ein schlechter Nachahmer Homers sei. Aber wenn uns « kein augustisch Alter blühte », müssen wir darum der geschichtlichen Größe, dem Ewigkeitsgehalt, der unverwelklichen Schönheit des Augusteischen den Sinn verschließen? Die *Aeneis* ist das römische Weltgedicht: Ursprung, Überlieferung, Bestimmung Roms werden gefeiert. In den *Georgica* werden die ewigen Grundverhältnisse italienischen Lebens besungen: Ackerbau und Viehzucht, Baumkultur und Bienenzucht, Gezeiten und Gebräuche, Werke und Feste. So gehören die beiden Werke zusammen wie « urbs » und « rus ». Und die *Bucolica* verweben in das ländliche und Hirtendasein eigenes Erleben des Dichters, Süßigkeit und Trauer der Liebe, Preis des Dichterums und endlich die fromme Erwartung göttlicher Welterneuerung. So vereint sich im Gesamtwerk Vergils die höchste geschichtliche Würde und nachwirkende Macht unseres Abendlandes mit dem leidenschaftlichen und schwermütigen Erlebnisklang eines großen Dichters, mit der reinsten Frömmigkeit der antiken Seele, mit reifstem wissenden Künstlertum.

An der Wende des heidnischen und des christlichen Weltalters steht Vergil über den Zeiten, ewig wie die ewige Stadt selbst. Wie er die große Dichtung des Abendlandes abschließt, so ist er durch Dante Schirmherr und Führer der modernen Poesie geworden. Er ist geliebt und bewundert worden überall, wo die Folgezeit sich ihres antik- und christlich-römischen Erbes erinnerte, und noch im 19. Jahrhundert haben Victor Hugo, Tennyson, Carducci ihm dichterisch gehuldigt. Für unzählige Geister, die in bald zweitausend Jahren an unserem Europa gebaut haben, ist er ein unversieglicher Quell seelischer Erhebung und ästhetischer Freude gewesen. Für ungezählte ist er es heute noch. Sein Stern kann von vorüberziehenden Wolken verdunkelt werden, aber er wird immer wieder klar und leuchtend am Himmel der Poesie erscheinen. Und wenn wir ihn jetzt nicht lesen, werden kommende Geschlechter es wieder tun. Wie Rom dem nordischen Besucher das Gefühl gibt, nun endlich zur Ruhe gekommen

zu sein; wie romanische Lebensform uns das Bewusstsein des Zeitlos-beständigen und endgültiger Stete vermittelt, in dem schweifend-nomadischer Drang sich erlöst findet, so ist Vergil der Sänger eines in festen Formen fromm verharrenden Daseins. Dieser Stabilismus romanischer Existenzweise und Geisteshaltung ist ein Element seiner Dichtung und seiner Persönlichkeit. Dem Aeneas fehlt der Heldenglanz und die tragische Verklärung Achills. Ihm fehlt die Abenteuerlust und der ewige Wandertrieb des Odysseus:

Nè dolcezza di figlio, nè la pieta
Del vecchio padre, nè il debito amore
Lo qual dovea Penelope far lieta

Vincer potero dentro a me l'ardore
Ch'io ebbi a divenir del mondo esperto
E degli vizi umani e del valore.

Aeneas ist kein Kämpfer, kein Entdecker, kein Konquistador. Nur auf göttliches Geheiß entschließt er sich, dem zerstörten Troja den Rücken zu kehren. Aber er hat «la pieta»: jene römische pietas, die von den republikanischen Tugenden bis zur benediktinischen Regel (zu der auch die «stabilitas loci» gehört) den Eindruck organischer Folge vermittelt. Er nimmt den Anchises und Iulus (vecchio padre – dolcezza di figlio) in die Fremde mit und, geborgen in den Armen des Vaters, die Götter des häuslichen Herdes. Irrfahrten und Kämpfe hat er zu bestehen, aber sie sind ihm auferlegte Prüfungen. Seine Aufgabe und sein Wille sind nicht Fahrten und Kriege, sondern: Dauerndes gründen – Romanam condere gentem.

Irdische Dauer in geheiligten überkommenen Formen, in befriedetem Erdkreis – das ist auch Vergils Sehnsucht. Er ist der Tityrus der ersten Ekloge, welchem Meliboeus, von Haus und Hof ins Ungewisse verjagt, wehmütig zuruft:

Fortunate senex, ergo tua rura manebunt
..... hic inter flumina nota
Et fontes sacros frigus captabis opacum.

Dieses «inter flumina nota» ist ein Schlüssel zu Seele und Kunst Vergils. Der Gegenpol dazu – ist ein ausdrücklicher Hinweis noch nötig? – ist Faustens «Werd' ich zum Augenblicke sagen...» Die vergilische und die faustische Seele werden sich nie verstehen.

Vergil hat sicher Anrecht auf einen Platz unter den zwölf Unsterblichen. Ich glaube nicht, dass man die literarische Unsterblichkeit gleichsetzen darf mit der «Gegenwärtigkeit der Werke». Wenn man ihren

Begriff fixieren und ihm einen normativen Sinn in der ästhetischen Kritik geben will, so muss dieser die Bedeutung eines Korrektivs gegen den Wandel des Geschmacks und der jeweiligen Strömungen, Abirrungen, Aufregungen, Erschlaffungen haben. Unsterblichkeit heißt Zeitentrücktheit. Es gibt eine künstlerische Größe, die wir einem Werk oder einem Autor zuerkennen, weil sie adäquater Zeitausdruck sind. Sie geben für ihre Zeit das befreiende oder lösende Wort. Aber die Größe anderer und höherer Art rechnet nicht mit Jahrzehnten, sondern mit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Diese Art von literarischer Größe ist wesensgemäß undenkbar ohne einen universalen Gehalt. Er muss im goethischen Sinne « bedeutend » sein und muss zugleich den unverwischbaren Umriss der großen Form haben. Wo beides zusammentrifft, da ist Dauer und ewige Jugend.